

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 293.

Dienstag, 25. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

20. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie öffnete die Gartentür, suchte nach, ob nicht eine Ränge wieder eine Schnur über den Weg gezogen hatte, schritt weiter, noch wirr im Kopf. Sie hörte nicht, daß oben ein Fenster leise klinkte — und dann ergoß sich ein sprühender Regen über sie, und aus dem Fenster rief die lachende Stimme Helal Sinetis: „Rache für das Morgenbad! Rache!“

„Schafskopf!“ rief Jutta zurück. Aber der nasse Sturz aus der Gießkanne wirkte doch als Erfrischung, er tränkte auch über ihre aufgestöberten Nerven. Hinter der Glasflür des Vorraums brannte noch Licht. Sie schüttelte sich, daß die Tropfen sprigten, und drückte nach Vorchrift dreimal auf die elektrische Glode. —

Caclus trabte bergab, als hätte er es eilig. Aber er war nur auf der Flucht vor dem eigenen Gefühl. Einmal stukten seine raschen Schritte. Ein großer Thron warf Schatten über den Weg. Hinter dem Stamm verbarg sich ein Liebespaar. Wieder zwei, die sich küßten. Der Berliner Regierungsrat war auch regsam geworden. Und oben am Himmel grinste der gute alte Mond.

Caclus huschte schnell am Thron vorüber, hören wollte er nicht. Er hatte mit sich selbst zu tun. Ach ja, sein Herz paulte wie verrückt. Natürlich verrückt, wollten ihn wägenbe Gedanken belehren, ein alter Kerl hatte kein Recht, sich in ein junges Mädelschen zu verlieben. Und so ganz aussichtslos, in die Stieftochter sozusagen — nun ja, auch so etwas geschah im Leben — und dabei hatte er im vollen Ernst daran gedacht, mit der Mutter eine zweite Ehe zu schließen. Also einfach verrückt. Schluß machen, Ektus!

Ein kühlerer Wind durchwehte sein Hirn, ruhiges Denken war nötig, Einsicht der Unmöglichkeiten. Das schmerzte wie jede zerstörte Illusion, wenn sie auch hundertmal den Wert der Wahrheit hat, aber es mußte sein. Verzichtleisten, ausknäusen, abreißen. Doch das war noch nicht alles. Caclus sah unter sich die Lichter seines Hotels. Er blieb stehen, er hatte das widerwärtige Empfinden, man könne von seinem Gesicht die Unruhe des Herzens ablesen, wenn er in die Halle trete. Er wollte sich erst innerlich ordnen. Er riß die Mühe vom Kopf und trocknete mit dem Taschentuch die Stirn. Was noch? Auseinandersetzung mit Grittie. Arme Grittie, dachte er, nun bleibst du nur Bürgli — es ist ja undenkbar, daß ich mich mit der Mutter Juttas wieder vereinige, das wäre Selbstbetrug und schosfe Gefinnung, denn immer würde ich die Tochter sehen zwischen ihr und mir. Nun war er so weit, daß er sich gut zurechete. Bürgli ist gottlob noch da, dachte er weiter, als Ersatzgarnitur, Schweizer von Geburt, wird glücklich sein, über den Ur-Schmidt hinaus sich auch noch den Urabel anhängen zu dürfen, hieße dann Charles Schmidt von Bürgli, freier Herr von und

zu Erlau — und vielleicht konnte er sogar Ahnherr eines frischen, ihn selbst als gutgefüllten Stammbaum umzweigenden und umrantenden Geschlechts werden, warum denn nicht? Jedenfalls, sprach Caclus in Gedanken weiter, ist er viel besser in der Lage als ich, alle Wünsche des Alten vom Erlenhof zu erfüllen, versteht auch zu repräsentieren, bei der Hochzeit trägt er einen Grad aus London, nach neuestem Schnitt, vielleicht mit nur angedeuteten Schößen oder so, und Wäsche natürlich von Pouillot-Baret — mit der Dame aus Dijon wird er sich schon zu einigen wissen. . . .

Die Gedakentelegraphie setzte einen Augenblick aus, unwillkürlich lächelte Caclus, wurde indes sofort wieder ernst und ging langsam weiter hangab. Er wußte jetzt, was er zu tun hatte: er mußte Grittie seinen Rücktritt anmelden, und zwar mußte das mit gebotener Vorsicht geschehen, ersunderisch der Wahrheit aus dem Wege gehend, es sollte keine faustdicke Plüge werden, sondern eine umschreibende, eine feine Stilübung. Im Hotel setzte er sich auch gleich hin und entwarf den Brief, strich viel aus, korrigierte heftig und zerriß endlich das Ganze in kleine Stücke. Eine Korridoruhr schlug die erste Stunde nach Mitternacht, um diese Zeit konnte man keine klaren Gedanken mehr fassen, er war auch zu erregt dazu, alle Stilleinheiten verließen ins Abgedroschene. Warten wir bis morgen!

Er legte sich schlafen, aber da kam wieder das Zeitliche des Seienden, das im Erinnern Haftengebliebene, und störte den Schlummer. Es kam mit Notwendigkeit, wenn er es auch immer wieder „verrückt“ nannte, in Wechselwirkung von schönen Traumbildern und wesenhaft Erscheinendem, und es nützte gar nichts, daß er bis dreihundert zählte, um den Schlaf zu zwingen. Ähnliches war ihm ja schon einige Male passiert — als Kunststudent, da ihn seine erste Liebe sitzenließ — und dann, o ja, auch beim Abschied von Grittie, damals in Honolulu — aber so töricht wie jetzt hatte das alte Herz sich noch nie benommen. Vielleicht nur, weil es nicht alt werden wollte. . . . Er hörte die Korridoruhr vier in der Frühe schlagen und sprang mit einem Satz aus dem Bett, ging in das Badezimmer nebenan und stellte sich unter die Brause. Er konnte nicht ahnen, daß auch Jutta eine unfreiwillige kühlende Brause empfangen hatte, aber es ging ihm wie ihr, der nasse Sturz tränkte beruhigend über die Nerven und ihre verheulste Hexenkunst, über die ganze Magie von Herz und Sinnen und was drum und dran war. —

Um sieben Uhr des Morgens wurden die Mädchen der Pension durch das tosende Geräusch eines großen Gongs geweckt. Dann begann es in allen Stuben zu plätschern und auch zu schnattern. Der Spitzbogen steckte den gotischen Kopf durch jede Zimmertür und sah nach der Ordnung, indes die Henne sich um das erste Frühstück kümmerte. Zwei der jungen Damen mußten die Tische decken, bei dem noch schönen Wetter hinten im

Garten unter den Buchen. Um dreiviertel acht rasselte wiederum der Gong los, da saß aber gewöhnlich schon alles an den Tischen, und zwar nach Alter und Würde. Der eine Tisch war der Klasse A vorbehalten, denen der höchsten Bildungsstufe, die nach der Entlassung noch ein Lyzeum besuchen oder einen Sprung in das Gymnasium riskieren wollten. Hier hatte auch Jutta ihren Platz, die schon auf der Schwelle der Freiheit stand, und neben ihr saßen ein paar weitere Achtzehnjährige, darunter Hede Stetten und Helal Sineki, die noch bis Ostern aus-halten mußten. Der zweite Tisch gehörte dem Mittel-völkchen, den Sechzehn- und Siebzehnjährigen, wie Berten Gries, Sylvia Barreiro und Patricia Young, und der dritte den Rüfen, zu denen Ayaka Shimojo zählte, weil sie die kleinste war, ihren japanischen Ge-burtschein hatte auch die Henne noch nicht entziffern können. Die Henne und der Spitzbogen thronten an einem besonderen Tische, der ein genügendes Beob-achtungsfeld frei ließ — das war nötig, denn der Über-mut hob zuweilen schon in der Morgenfrühe an, wenn man sich ausgegähnt und die letzte Müdigkeit aus den Augen gerieben hatte. Man hatte freie Wahl zwi-schen Milchkaffee und Milchtee, die Milch war jedenfalls immer die Hauptzutat, doch auch sonst trug die Pension den gesunden Magenverhältnissen ihrer Zöglinge Rech-nung, neben den Bergböhnen der frischen Brötchen glänzte Butter in Fülle, und die Marmelade wechselte zwischen Himbeeren, Orangen, Kirschen, Johannis-beeren und anderen Früchten. Bei den Rüfen standen aus Zweckmäßigkeitsgründen auch noch gekochte Bad-flaumen auf dem Tisch, denen man indes ein entschie-denes Mißtrauen entgegenbrachte.

Es war wieder ein sonniger Tag, die Sonne meinte es jetzt schon herzlich, die Vögel zwitscherten und schwie-gen einen Augenblick bestürzt, weil die Henne ihre mah-nende Stimme erschallen ließ. Berten Gries konnte nie den Unfug lassen, jetzt hatte sie wieder eine kleine Eidechse gefangen und auf den Tisch gesetzt, und nun wußte das arme Tierchen nicht, wohin vor Angst und war zwischen die Brötchen geflüchtet, die sie für Steine halten mochte. Sylvia meinte, man müsse ihr Salz auf den Schwanz streuen, dann fahre sie blitzschnell aus ihrer alten Haut, aber da sprang auch schon die kleine Japanerin an den Tisch, schimpfte zornig auf englisch, deutsch und in ihrer Muttersprache über die Tier-quälerei, warf sämtliche Brötchen durcheinander, er-wischte glücklich die Lazerette und setzte sie zärtlich in das Gras. „Fie!“ rief sie Berten zu, ging wieder auf ihren Platz und biß wütend in ihre Butterkremel.

Am Tische Groß-A tat man gefitteter. Helal Sineki beobachtete heimlich Jutta, von der sie erwartete, daß sie wegen der gestrigen wässerigen Überraschung noch nachträglich Spektakeln würde. Aber Jutta verlor kein Wort darüber, sie schien schlecht geschlafen zu haben, machte jedenfalls einen etwas verstimmten Eindruck und wurde erst lebendiger, als ein unerwartetes Geschehnis eintrat.

Es erschien nämlich die dicke Köchin des Hauses und führte mit sich einen Hund an der Leine, einen hübschen Collie, der beim Anblick der vielen jungen Damen ohne weiteres zu wedeln begann, als sei er das so gelehrt worden oder als liege es in der Tradition seiner Rasse. Jutta erkannte ihn natürlich sofort wieder und schrie: „Sohnemann!“ — und da erinnerten sich auch Helal, Berten, Sylvia und andere des lustigen Zwischenfalls auf Gurten-Kulm und der Hag nach dem roten Kater, man sprang auf, die Rufe „Sohnemann! Sohne-mann!“ wurden jubelnd, und sichtlich verstand das Sohnemann, vergnügter schwang sich die Rute, und in die Porzellanfarbe der Augen trat ein Ausdruck von lebhaftem Wohlgefallen.

Die Henne hatte sich erhoben, wischte sich über den Kaffeemund und fragte erstaunt: „Ja, was ist denn los? Wo kommt das Untier her, Kati?“

„Es ist für Fräulein Döhler abgegeben worden“, antwortete Kati, „mit einem Brief — der hängt hier an dem Busetischen.“

In der Tat war Sohnemann ein kleiner Strauß von Zwergastern an das Halsband gebunden worden, und

daran baumelte ein verschlossenes weißes Kuvert. Die Aufregung im Kreise stieg, und Sohnemann mochte fühlen, daß nun seine Wichtigkeit zunahm, denn er zog die Lippen über die Zähne zurück, als wolle er lächeln, und stieß ein kleines, sehr freundliches Säulen aus.

Jutta hatte inzwischen Blumen und Brief von der Schnur geschnitten, während die Mädchen den Hund umdrängten und zu füttern begannen. Sohnemann war nicht verwöhnt, er ließ sich die Liebenswürdigkeit gefallen, er fraß ein Butterbrötchen nach dem andern und schlabberte auch die Milch auf, die das Kofferchen ihm auf einer Untertasse vorsetzte. Aber als Ayaka den Teller mit den Badpflaumen vor ihn hinstellte, schnup-perte er nur und tat hierauf beleidigt.

„Kinder“, rief die Henne, „nun seht euch gefälligst wieder und beendet euer Frühstück! Jutta, vielleicht haben Sie die Güte, uns zu erklären, was mit dem Köter geschehen soll. Wir haben hier doch keinen Zwinger.“

„Es ist rasch erklärt, Fräulein Gompert“, erwiderte Jutta. „Es ist der Hund meines Onkels Sixtus, des Grafen Sixtus Caylus, der schreibt mir...“ Sie las jetzt einige Zeilen vor: „Da ich in den nächsten Monaten vermutlich hin und her durch diese fragwürdige Welt pendeln werde, so weiß ich nicht, was ich inzwischen mit Sohnemann anfangen soll. Infolgedessen ist mir der Gedanke gekommen, das brave Tier Eurem Pensionat zu schenken. Es ist ein Wach-und-Schließ-Hund mit polizeilicher Erziehung, der Portier und Nachtwächter vollgültig zu ersetzen vermag, es wird mir schwer, mich von ihm zu trennen, aber ich weiß, daß er bei Euch in treue und liebevolle Hände kommt. Notabene: er frißt alles, mit Ausnahme von Stangenspargel und Spinat.“

So schreibt Onkel Sixtus.“

Wieder setzte ein Beifallsturm ein, und Sohnemann spitzte horchend die Ohren. Aber die Henne rief ent-rüstet: „Jutta, das ist unmöglich! Tiere dürfen nach unseren Satzungen nicht gehalten werden, weder Hunde noch Katzen. Der Herr Onkel möge anderweitig über seinen Bullenbeißer verfügen.“

„Es ist ein Collie“, antwortete Jutta bescheiden, „mit gutem Pedigree, das sieht man ihm schon an. Aber wenn er hier nicht willkommen ist, werde ich ihn meinem Großvater geben, der nimmt ihn sicher mit auf sein Gut.“

„Ich protestiere“, schrie Berten Gries. Sie sprang auf einen Stuhl und erhob die Arme wie ein Tribun vor einer Volksversammlung. „Sohnemann ist uns von seinem bisherigen Herrn anvertraut worden, wir haben die menschliche Verpflichtung, für ihn zu sorgen. Ich bin bereit, ihn unter meine besondere Obhut zu nehmen, ich werde ihn auch gern persönlich füttern, ich werde ihn wie mein eigenes Kind halten.“

Weiter kam sie aber nicht, denn nun umrauschte sie ein schallendes Gelächter, dieser letzte, mit Hochschwung über die Lippen geschleuderte Satz klang so komisch, daß auch Henne und Spitzbogen von der allgemeinen Heiter-keit angesteckt wurden. Die Henne fand indes sofort ihre Würde zurück, da eine Magd in der Haustür er-schien und meldete, Fräulein Döhler werde am Tele-phon verlangt.

„Gehen Sie, Jutta“, rief die Henne, „und wenn es der Herr Onkel sein sollte, er möge so gut sein und über sein Geschenk verfügen.“

Einen Augenblick glaubte auch Jutta, Sixtus könne noch in Wengen sein und ihr ein letztes Abschiedswort zurufen wollen. Aber nein, Interlaken meldete sich, Jutta vernahm die Stimme ihrer Mutter.

„Guten Tag, liebes Kind“, sprach sie, „hör einmal aufmerksam zu. Ich komme am Nachmittag zu dir und möchte dich mit nach Erlenhof nehmen. Das wird doch gehen, nicht wahr? — In vierzehn Tagen schlägt ja so-wieso die Stunde der Entlassung für dich.“

„Natürlich geht das, Mama“, erwiderte Jutta eifrig, „die paar Tage sprechen nicht mit. Übrigens ist Groß-vater hier.“ „So? Seit wann denn?“

„Seit Montag. Das mit Erlenhof ist mir sehr recht, da kann ich Sohnemann gleich unterbringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf Jagd nach See Elefanten im Südpolareis.

Von Dr. Erich Dauterl.

Als der Matrose von dem Robbenfänger gegen meine Tür trommelt, ist es noch stockfinster. Ich krieche stökelnd in meine Kleider, ziehe drei dicke Sweater aus handgesponnener Schafwolle übereinander, fahre in die langen Stiefel und verschwinde bis über die Ohren in der Pelzmütze. Fünf Minuten später balanciere ich schon über den Plan der Walfangstation. Man hat hier gestern wieder eine ganze Reihe von Walen abgepöckelt. Der hartgefrorene Boden ist dick mit Blut und Fett bedeckt und so glitschig, daß man kaum darauf laufen kann. Das Thermometer zeigt mehrere Grade unter Null.

An der primitiven, hölzernen Mole der Station liegt der Robbenfänger, ein kleiner, schwarzer Stahl dampfer von etwa 300 Tonnen Wasserverdrängung. Ich klettere die steile, eiserne Leiter zum Mannschaftsraum hinab. Unten ist die Luft dick von Gestank. In dem wenige Quadratmeter großen Raum sind sechzehn Mann untergebracht. Rings in den Wänden sind die Schlaflojen eingebaut, immer je zwei übereinander. In der Mitte des Raumes steht ein Tisch und unter der Leiter ein teilweise rotglühender eiserner Ofen. Ein Mann steht am Ofen und brät in einem Blecheller einen Fisch. Der blaue Rauch wirbelt empor. Daneben brodeln in einer Konservendbüchse ein Stück Seehundssped zum Stiefelschmieren.

Über dem Ofen hängen an Schnüren lange Transtiefel, Handschuhe, Sweater, Pelzmützen und viele feuchte Strümpfe, die wiederum ihren eigenen, sehr aufdringlichen Geruch haben. Tabakrauch zieht in dicken Schwaden durch den Raum. Er stammt von süßem englischen Shag, brasilianischen Zigarillos und holländischen Knaster. Durch die Rückwand des Raumes dringt aus dem Laderaum ein süßlicher Geruch von verwesendem Seehundssped und Blut.

Die Trossen werden losgeworfen und die Maschine beginnt zu arbeiten. Dann brummt der kleine Dampfzer mit einer Stundengeschwindigkeit von sechzehn Knoten den Fjord hinab. Draußen biegen wir nach Südosten ab und fahren längs der Küste. Es ist ein trüber Morgen mit eiskaltem, pfeifenden Wind. Das Wasser spritzt wie eine doppelte Fontäne vorne am Bug hoch, wäscht über das Deck und jischt gegen den heißen Schornstein. Das Schiff zittert und rollt derart, daß es nicht möglich ist eine der alten Zeitungen so still zu halten, daß man sie lesen kann. Ein Teil der Mannschaft wird seetrank, ihre Gesichter sind graugrün und mit Schweiß bedeckt.

Gegen Mittag gehen wir in einem Fjord vor Anker. Die Seebranten kommen hervorgetrieben, sobald sie das stille Wasser der Fjords unter dem Schiff spüren. Es wird gegessen und dann kriechen die Männer in ihre steifen Ohren und langen Stiefel. Ein flaches, kleines Boot ohne Kiel wird heruntergelassen. Der Steuermann und neun Mann klettern hinein und rudern zum Lande.

Am Strande stehen ganze Rudel Pinguine. Sie haben hier wohl noch niemals einen Menschen gesehen, denn sie kommen furchtlos und neugierig herangetappt, um uns aus der Nähe zu betrachten. Ein Stück oberhalb des Strandes steht hohes, von Sturm zerzaustes Gras. Es ist die einzige Vegetation der Insel und sie sieht kümmerlich genug aus. Die merkwürdig fahle Farbe des Grases ist nicht instände die Monotonie und Trostlosigkeit dieser Eis- und Felsenwüste etwas zu beleben.

Wir klettern den Geröllstrand hinauf und stolpern weiter über Eisblöcke und Schneewehen bis hinauf zu dem Grasgürtel. Hin und wieder bricht die dünne Eisdede über einem Morloch und man versinkt bis über die Knie in braunem Schlamm. Plötzlich fährt einen Schritt weiter ein runder Kopf mit großen, schwarzen Augen aus dem Grase empor. Langsam und bedächtig öffnet sich ein mächtiger, roter Rachen und ein wütendes Fauchen dröhnt uns entgegen. Im selben Augenblick klappt ein zweiter, noch größerer Rachen hoch über unseren Köpfen. Mit einer einzigen, blitzartigen Bewegung hat sich das Tier emporgehoben. Wie ein grotesker und furchtbarer Spuk steht die Masse seines gewaltigen Leibes als dunkle Silhouette gegen den Himmel. Das Gesicht ist zu einer wütenden Grimasse verzerrt. Das Tier faucht derart laut, daß uns sämtliche Knochen im Leibe vibrieren. Dann sinkt der Koloss wieder in sich zusammen und verschwindet in dem hohen Gras.

Es waren zwei See-Elefanten. Das eigentliche Lebens-element dieser Tiere ist ja das Meer, aber sie kommen doch zuweilen an Land, einmal um sich tüchtig auszuschlafen und ferner um ihr Fortpflanzungsgeschäft zu erledigen und die Paare zu wechseln. Bei diesen Gelegenheiten wird dann auch erfolgreich Jagd auf sie gemacht.

Etwas oberhalb des Strandes, an einem flachen Gletschersee, treffen wir eine ganze Herde schlafender See-Elefanten. Sie liegen dicht zusammengebrängt wie ein mächtiger, graubrauner Klumpen auf dem dunklen Kies. Schon von weiten hört man das vielstimmige Schnarchen und Pusten der Kolosse.

Die Männer nehmen in einer Reihe in dem See Aufstellung um der Herde den Weg nach dorthin abzuschneiden. Dann beginnen sie mit langen Stangen und Knäppeln auf die Tiere einzuschlagen. In die gewaltigen Fleischmassen kommt Bewegung. Die Köpfe und Körper der großen Tiere fahren hoch und die Luft erdröhnt von dem wütenden Pusten und Schnaufen. Unter der großartigen Kulisse der schwebenden, eisbedeckten Berge beginnt ein ebenso groteskes wie graufiges Schauspiel.

Mit weit aufgerissenem Rachen versuchen sich die Riesentiere gegen die Angreifer zu werfen. Aber so bedrohlich und furchtbar sie auch aussehen so sind sie dem Menschen gegenüber doch so gut wie wehrlos. Ihre schweren Leiber ohne Füße sind nicht dazu geschaffen sich auf dem Lande fortzubewegen. Zwei Schritte Distanz genügen um sich außerhalb der Reichweite ihrer gefährlichen Eckzähne zu halten.

Erbarmslos schlagen und stechen die Männer auf die Tiere ein. Köpfe und blutüberströmte Glieder wenden sich die Tiere zur Flucht. Sie versuchen sich den Strand hinabschieben, um das rettende Wasser zu gewinnen. Durch abwechselndes Einströmen und Ausströmen des über sechs Meter langen wurmförmigen Körpers schieben sie sich unter größter Anstrengung vorwärts. Aber bereits nach wenigen Schritten brechen sie erschöpft schnaufend zusammen. Die gewaltige, wohl sechzig Zentner schwere Fleischmasse des Körpers fliegt auf dem Strand förmlich auseinander und erzittert bei der leisesten Bewegung wie eine mit Gallerte gefüllte Blase.

Inmitten wieder werden die Tiere von den Männern aufgetrieben. In der Todesangst geraten sie aneinander, sie verbeißen sich ineinander, kriechen übereinander hinweg und erdrücken die Kleineren, die zwischen ihnen liegen mit ihren schweren Leibern. Einige alte Bullen werfen sich mit verzweifelter Wut gegen die Angreifer. Einer der Männer stürzt beim Zurückweichen hin. Die anderen können gerade noch hinzuspriegen um mit den Speißen einen rasenden alten Bullen von ihm fernhalten.

Endlich kommt das erste Tier unten am Strande an. Dort hat der Steuermann mit einem Mauseklatz eine Aufstellung genommen. Vor sich, auf einem Eisblock hat er einen ganzen Haufen großer Dumdumpatronen bereit gelegt. Als sich das Tier mit letzter Kraft in das rettende Wasser stürzen will kracht der erste Schuß. Wie vom Blitz getroffen flacht der aufgerichtete Oberkörper des Tieres auf dem Kies. Der Schuß rollt in vielfachen Echos von den Bergen und Gletscherwänden zurück. Die großen, schwarzen Augen brechen zu grünen glasigen Kugeln. Das freundliche Tier, das eben noch friedlich und behaglich neben seinen Kameraden schlief, ist jetzt nur noch poundsviertel Kilo Sped und ein eigentlich überflüssiger Rest Fleisch für die Wölven.

Nachher kommen die Tiere in Rudeln unten am Strande an und die Schäfte krachen ununterbrochen hintereinander. Nur wenn der Mann einen neuen Ladestreifen in den Karabiner schiebt entsteht eine kleine Pause. Dann hört man oben in den eisbedeckten Bergen ein vielfaches, gurgelndes Echo.

Der ganze Strand liegt voll toter See-Elefanten. Das Wasser der Bucht färbt sich bis weit hinaus tiefrot und die Brandungswellen bekommen hellrote Schaumkämme. Ganze Schwärme von Wölven, Sturmvögeln und Albatrossen haben sich in der Bucht angesammelt. Die dunkelbraunen Riesenraubmöven machen sich bereits über die toten See-Elefanten her.

Die Männer schneiden den dicken Sped von den toten See-Elefanten herunter. Durch jeden Spedstaben wird ein Loch gestochen und ein Seil hindurchgezogen. Draußen vom Dampfer kommt das kleine Boot wieder zum Strande geschaukelt. Es zieht ein langes Drahtseil hinter sich her. Der Wind ist inzwischen wieder aufgekommen, die hohe Dämmung bricht sich in rauschenden Brechern am Strand. Das Boot kann nicht landen. Mit einer Kaskade wird eine Leine zum Strand herübergeschossen und an der Leine wird das Drahtseil bis an das Land gezogen. Dann wird der Sped am Drahtseil festgemacht und mit der Dampfwinde durch das Wasser zum Schiff geschleppt.

Mit unheimlicher Schnelligkeit ziehen dunkle Wollen als Vorboten eines neuen Schneesturms herauf. Das Boot, das uns abholen kommt, kann in der Brandung unmöglich landen. Wir gehen die Bucht entlang durch tiefen, losen Kies und klettern weiter über spiege Felsblöcke. Nach anderthalbstündigem Marsch kommen wir in eine kleine felsige Bucht. Überall ragen Klippen aus dem Wasser, aber die See ist hier etwas ruhiger.

Das Boot kommt langsam näher; es tanzt wie eine Rausschale auf den Wellen. Die beiden Männer an den Rudern haben Nähe es aus der Brandung zu halten. Aber schließlich faßt doch eine große Welle das Boot von der Seite und wirft es mit samt der Besatzung in hohen Bogen auf den Kies. Wir können gerade noch hinzuspriegen um zu verhindern, daß Boot und Männer von der zurückstutenden See hinausgetragen werden. Die nächste Welle rauscht heran, spritzt um das Boot hoch auf und füllt es zu dreiviertel mit Wasser. Es wird unter großen Mühen wieder zurückgezogen und umgekippt. Das wiederholt sich einige Male. Die Männer klappern vor Kälte, sie sind bis zum Hals hinauf völlig durchnäßt.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es aber schließlich

hoch, das Boot endgültig flottzumachen. Wir rudern aus dem Seitental heraus und kommen in die offene breite Bucht. Hier nehmen uns der Sturm und die Wellen erst richtig in Empfang. Der Dampfer schaukelt weit draußen. Nachdem wir über eine Stunde gerudert sind, können wir endlich blangefroren, aber sonst wohlbehalten an Bord gehen.

Im Mannschaftsraum glüht der eiserne Ofen, und das nasse Zeug trocknet an den Leinen. Es stinkt fürchterlich, aber es ist warm. Der Anker geht hoch, und wir dampfen aus der Bucht hinaus.

Gegen Abend legen wir uns in einem schmalen stillen Fjord wieder vor Anker. Uns gegenüber liegt die wildzeriffene Wand eines großen Gletschers im Mondlicht. Von Zeit zu Zeit stürzt einer der hohen Eisstürme an seiner Vorderkante zusammen. Dann rollt ein langgezogenes dumpfes Donnern durch die kalte schweigende Nacht. Das Kreuz des Südens steht hoch und flimmernb an dem dunklen Himmel.

Buddha im Glaschrank.

Von Walter Hoff.

Bei Silbermanns im Glaschrank — wenn man sein ist, sagt man „Bitrine“ — steht ein vorzeilauerer Buddha. Das heißt: er steht natürlich nicht — sein Mensch hat je einen Buddha stehen sehen! — sondern sitzt mit untergeschlagenen Beinen, hat die Augenlider halb geschlossen, was bedeuten soll, daß er in sich versunken ist, und lächelt. Vorüber er lächelt, läßt sich natürlich nicht sagen — vielleicht sieht er in seinem Innern angenehme Dinge, vielleicht freut er sich nur über seine Wohlbeleibtheit und die Rundung seiner Gliedmaßen — jedenfalls: er lächelt sehr intensiv. Seine Mundwinkel sind stark nach oben gebogen, in seinen Wangen sitzen zwei schallhafte Grübchen, und selbst die verschwindend kleine Nase scheint mitzulächeln, und ich muß sagen: diese geheimnisvolle Heiterkeit wirkt ein wenig ansteckend auf den Beschauer.

Neulich kam Silbermann dazu, als ich eben vor dem Buddha stand und sein Lächeln auf meine Gemütsstimmung wirken ließ.

„Aha — der Buddha“, sagte Silbermann. „Ja, der hat's in sich! Mich hat er zwei Jahrzehnte lang in Atem gehalten mit seinem Lächeln und beinahe — beinahe! — hätte er mich zu einem richtiggehenden Jnder gemacht!“

„Wieso? Erzähle, bitte!“

„Also dieser Buddha mitlaut dem Glaschrank stand im „guten Zimmer“ meiner Eltern, als ich noch ein ganz kleiner Junge war. Schon damals übte er eine merkwürdige Anziehungskraft auf mich aus — ich saß, wie man mir später erzählt hat, stundenlang vor dem Glaschrank und betrachtete den Buddha. Wenn ich ungeduldig war, oder wenn man mich gerade los sein wollte, setzte man mich vor den Glaschrank, und ich rührte mich nicht mehr. Buddha als Erzieher! Als ich dann aufing, einiges zu begreifen, erzählte mir meine Großmutter von dem braven Gautamo und von dem Wunderland Indien, von Palmen und Palästen aus lauter Gold, von Mönchern auf heißen Bergen, von Yoghis und Fakiren, die Wunder taten, von Drachen und Tigern im Dschungel, von Rasarabshahs, die haßlufige Diamanten an den Fingerringen trugen — kurz: von all den Dingen, die für den Europäer mit dem Begriff Indien verknüpft sind. Als Sechsjähriger wirkte ich in dem Fabelland besser Bescheid, als in unserem eigenen Hause, und als ich dann erst lesen gelernt hatte, verschlang ich alles, was nur über Indien aufzutreiben war. Es war die richtige indische Krankheit. Und das Merkwürdige war: ich trieb meine „Studien“ beinahe als Gottesdienst — ich las meine Indienbücher nur vor dem Glaschrank mit dem Buddha; ich trieb einen wirklichen Götzendienst mit dem lächelnden Gautamo und verzehrte mich in Sehnsucht nach der Lotusblume, unter der ich mir etwas ganz Übernatürliches vorstellte.

Als ich fünfzehn Jahre alt geworden war, hielt ich das Leben in dem kalten Abendland einfach nicht mehr aus, zerbrach meine irdene Sparlatte und fuhr nach Hamburg. Als ich die Fahrkarte bezahlt hatte, blieben mir noch eine Mark achtzig, aber das war mir vollkommen gleichgültig: in Hamburg fand ich zweifellos einen Indiensfahrer, der mich mitnahm. So kam ich — in meiner Einbildung — als Schiffsjunge nach dem Osten, und im ersten indischen Hafen brannte ich einfach durch. Die Sache kam natürlich anders: der erste Seemann, dem ich mich anvertraute, übergab mich der Polizei, und vierundzwanzig Stunden später erschien mein Vater und nahm mich wieder nach Hause. Das war aber nur geschehen, weil ich meinen Buddha nicht hatte mitnehmen können — ich hatte nämlich keine Gelegenheit gefunden, ihn aus dem verschlossenen Glaschrank zu eskamotieren. Zimmerhüter entschloß ich mich, da mir Vater gut zuredete, zunächst noch im Abendland zu bleiben, und, wie Vater sagte, „erst mal was Lütches zu lernen“.

Aber ich blieb meiner indischen Liebhaberei treu; nur ging

ich die Sache jetzt von der wissenschaftlichen Seite her an. Und während meine Schulkameraden Karl Ray und Rik Carter lasen, brütete ich über einer altindischen Grammatik, die ich mir antiquarisch verschafft hatte, und las außerdem, was ich an indischer Literatur aufstreifen konnte. Ja wohl! — wie du mich hier siehst: ich, Fritz Silbermann, Fabrikant von Regenschirmen, habe eine Ahnung von Sanskrit, habe die Vedea gelesen — in Übersetzungen natürlich — und einiges andere, bin über das Kastenwesen in Indien und über indische Geschichte ziemlich genau informiert und natürlich erst recht über Buddhismus, Lamaismus und die anderen Hymen jenes gelegneten Landes. Ich hatte mir einen anderen Plan zurechtgelegt: ich wollte wirklicher und wahrhaftiger Indiensforscher werden, Indiensgelehrter, eine Autorität auf diesem Gebiet. Reisen nach Indien waren die selbstverständliche Voraussetzung — ich würde, wie das bisher noch niemanden gelungen ist, Europa den Geist Indiens erschließen! Und all diese Träume gruppierten sich eigentlich um diesen lächelnden Buddha hier, der nach wie vor mein Idol war und dem ich in meinem Herzen den allerersten Ehrenplatz einräumte. Alles, was ich als Vorbereitung für meine große Laufbahn tat, war mehr oder minder Buddha-Kult.

Die Dinge liefen aber anders. Mein Vater starb, und an eine Fortsetzung meiner Studien war nicht zu denken. Ich kam in die kaufmännische Lehre, aber ich fand auch über den Handel mit Heringen und über die Geheimnisse der Doppelten Buchführung meinen Weg nach Indien; kam ich nicht als Gelehrter nach dem Land meiner Sehnsucht — warum sollte ich nicht als Kaufmann dieses Ziel erreichen? Das war sogar noch leichter, und ich träumte schon von Schiffen, die auf dem Meere schwammen, beladen mit den Schätzen Indiens, die ich natürlich eingekauft hatte. Jedenfalls hatte ich die feste Absicht, nach Beendigung meiner Lehrzeit und ein wenig Praxis nach Indien zu gehen, und zu diesem Zwecke lernte ich Englisch, was noch das Gesehste an der ganzen Indien- und Buddhismuswärmerei war. Denn soviel wußte ich bereits, daß man in Indien mit dem Englischen weiter kam, als mit irgend einem indischen Dialekt. Und was das Merkwürdige war: ich kam wirklich zu der Möglichkeit, für eine große Firma nach Indien zu gehen!

„Du bist aber nicht gegangen!“

„Natürlich nicht! Und auch daran trägt dieser Buddha Schuld — ich sagte ja: er hat's in sich! Das ging so zu: ich sollte nach Hamburg fahren, den Vertrag zu unterzeichnen. Diesmal aber wollte ich meinen verehrten Buddha mitnehmen — als Glücksbringer gewissermaßen — er war ja für mich Indien und Indien war er! Als ich nun mit meinem ehrfürchtigen Schauer den Gott aus dem Glaschrank nahm, um ihn standesgemäß in Seidenpapier zu verpacken, fiel mein Blick plötzlich auf einen blauen Stempel an der Rückseite der Figur, und ich las:

Peter Sachs, Ködtschenbroda.

Das also war mein Gott fast zwanzig Jahre hindurch gewesen: Ein Stück Porzellan aus der Fabrik des ehrenwerten Herrn Peter Sachs aus Ködtschenbroda! Das also war mein Indien! Ich fuhr nicht nach Hamburg, ich habe den Vertrag nicht unterzeichnet, bin nicht nach Indien gegangen, sondern habe meine Base Lotte und die Regenschirmfabrik geheiratet, und von Indien ist in meinem Leben nicht mehr die Rede gewesen. Ich war furiert — meine Sehnsucht, meine Träume, der bisherige Inhalt meines Lebens — made in Germany! Diese Erkenntnis hielt mich in Sehnsucht und Träume nicht aus. Ich habe die Sache übrigens nicht tragisch genommen — wenn man die Dinge recht betrachtet, stammen fast alle Buddhas — aus Ködtschenbroda. Vielleicht lächeln sie darum alle so merkwürdig ...“

Scherz und Spott

Nicht auf der Höhe.

„Sieh mein Hut gerade?“ „Aber natürlich, mein Liebling.“ „Dummkopf, das soll er doch gerade nicht.“

Zu spät.

Sie hatte sich um Beschäftigung bei der neuen Schönheitsrevue gemeldet und ihre Photographie mitgeschickt. Als sie auf die Aufforderung hin, sich vorzustellen, vor dem Direktor erschien und dieser erklärte, sie komme zu spät, fragte sie erstaunt: „Sind denn schon alle Stellen besetzt?“ „Nein“, erwiderte der Direktor. „Ich meinte nur, Sie hätten kommen müssen, als die Photographie von Ihnen gemacht wurde.“

Schottisches Wiedersehen.

„Wie, Donald? Hier muß ich Dich treffen? Wir haben uns sicher 10 Jahre nicht gesehen.“ „Ja, Sandy, mächtig lange Zeit! Das müssen wir feiern.“ „Aber selbstverständlich! Du wirst Dich ja noch erinnern, Donald: das letzte Mal habe ich bezahlt.“